

Die Nation

Redaktion und Administration:
Bern, Effingerstrasse 14, Tel. 2 06 98
Postbeleg III 16601

Abonnementspreis:
3 Monate - - - Fr. 8.-
6 Monate - - - Fr. 15.50
12 Monate - - - Fr. 30.50
Einzelnnummer - 80 Rappen

Verantwortlich für den Inseratenteil
Orell Füssli-Annoncen AG., Bern, Bahnhofplatz 1, Tel. 2 21 91
Filialen in Zürich, Aarau, Basel, Davos, Langenthal, Liestal,
Luzern, St. Gallen, Schaffhausen, Solothurn, Gené,
Lausanne, Martigny etc.

Unabhängige Zeitung für Demokratie und Volksgemeinschaft

Ueber eines müssen wir uns klar sein:

Es ist endgültig zu spät, um nach der „Humanisierung des Krieges“ zu schreien.

Es ist endgültig zu spät!

«Die deutsche Führung verlässt sich in erster Linie auf die Waffen, die mit so grossen Verheissungen angekündigt worden sind. Man hat von Ueberraschungen auf dem Lande, in der Luft und auf dem Wasser gesprochen. In den nächsten Wochen wird es sich zeigen müssen, ob die Erwartungen sich im Ernstfall erfüllen können.

In den nächsten Wochen... Wir wollen damit sagen, dass die deutsche Führung voraussichtlich die technischen Neuerungen nicht sofort ausspielen, sondern vielleicht eine Reihe von Tagen ohne sie auszukommen versuchen wird. Die volle Wucht der deutschen Abwehr wird sich vermutlich erst gegen den erkannten Schwerpunkt der gegnerischen Gesamtanlage richten.»

Diese Aeusserung eines Berliner Korrespondenten ist an vielen Biertischen reichlich glossiert, belacht und als Ausrede abgetan worden. Etwas voreilig, wie uns scheint.

Wir erinnern uns noch an die magnetischen Minen, die in den ersten Tagen ihres Einsatzes verheerend wirkten. Sie sind aber schon längst in Vergessenheit geraten, weil die englischen Konstrukteure mit ausserordentlicher Schnelligkeit Gegenmittel entwickelten und so eine der ersten «Geheimwaffen» dieses Krieges in kürzester Zeit ihrer sensationellen praktischen und moralischen Wirksamkeit beraubten.

Die entscheidenden Geheimwaffen, sofern solche überhaupt existieren, werden also erst im Scheitelpunkt des Krieges, dann aber in unerhörter Massierung zum Einsatz kommen, denn sie sollen die ersehnte «grosse Wendung» herbeiführen und nicht etwa lediglich den Verteidigungskrieg verlängern. Sie sollen den Gegner nicht nur schwächen, sondern seine Hauptmacht vernichten.

Andererseits versucht natürlich der Gegner den Einsatz der Geheimwaffen möglichst vor den entscheidenden Operationen zu provozieren, damit er die Hauptmacht seiner Truppen nach Möglichkeit mit Schutzmitteln dagegen ausrüsten kann.

Die Invasion, die gegenwärtig im Gange ist, stellt also ein gewaltiges Nerventauschen der beiden Heeresleitungen dar. Die Angreifer dürfen ihre Hauptmacht nicht einsetzen, bevor die Stärke des Verteidigers erkundet ist, der Verteidiger darf seine Stärke nicht zeigen, bevor der Angreifer sich entscheidend engagiert hat.

Eines ist sicher, die Geheimwaffe, wenn eine solche zum Einsatz kommt, muss von einer fürchterlich-brutalen Wirksamkeit sein.

Die von den Deutschen nun gegen England eingesetzten «unbemannten Flugzeuge» sind zweifellos dazu angetan, auf den Gegner einen starken moralischen Druck auszuüben, im Lande ihres Ursprungs aber die durch die schweren politischen und militärischen Niederlagen schwer mitgenommene Stimmung zu beleben und erneut mit Hoffnungen zu erfüllen. Ob diese Hoffnungen trügerisch oder berechtigt sind, wird die Zukunft zeigen. Eine Antwort darauf ist bereits erfolgt: Der Einsatz der neuesten Riesen-Stratosphären-Bomber, die doppelt so gross wie die bekannten fliegenden Festungen eine mehrfache Bombenladung der neuen deutschen «Vergeltungswaffe» mitführen können. Weitere Massnahmen werden folgen. Es ist eine teuflische Entwicklung, die seit dem deutschen Angriff auf Polen, über die Ausradierung von Warschau, Rotterdam, Coventry

und Berlin unerbittlich und scheinbar unabwendbar ihren Fortgang nimmt.

Man braucht nicht unbedingt Hellseher zu sein, um zu erraten, welcher Art die weiteren vorbereiteten Geheimwaffen sein werden. Ein Korrespondent der United Press weiss in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 22. Mai 1944 zu berichten:

«Die amerikanischen Invasionsreserven sind aber noch mit anderen Waffen ausgerüstet — mit Waffen, die die deutsche Wehrmacht nie sehen wird, wenn das deutsche Oberkommando nicht selbst den Gaskrieg beginnt. Die amerikanischen chemischen Truppen verfügen, wie man uns erklärte, über tödliche Waffen, die ihresgleichen suchen. Zwar haben die Deutschen bereits hin und wieder solche amerikanischen chemische Abteilungen in Aktion gesehen, aber diese wandten bisher nur ihre «milderen Formen des Todes» (1) an, wie z. B. weissen Phosphor oder ihre besonders bewährten Minenwerfer, aber mit den Senfgasbomben, Senfgasgranaten und Senfgaszerstäubern, wie sie die Lufttreitkräfte verwenden können, haben sie noch keine Bekanntschaft gemacht und werden, wie man in Amerika ausdrücklich erklärt, diese fürchterlichen Gaswaffen auch gar nie kennenlernen, wenn sie nicht selber den Anfang damit machen.

Man versicherte uns, dass die amerikanischen Invasionsreserven, die hier in den südlichen Staaten der Vereinigten Staaten auf die Einschiffung nach Westeuropa warten, mit solch grossen Mengen chemischer Waffen ausgerüstet sind, dass die deutsche chemische Industrie unmöglich gleiche Mengen produzieren könnte.»

Wie dieses Senfgas wirkt, das wissen wir seit dem letzten Weltkrieg, und der

rasende «Fortschritt» unserer chemischen Forschung lässt uns nicht daran zweifeln, dass seither die Wirksamkeit dieses scheusslichen Kampfstoffes noch um vieles überboten wurde.

Dr. Gertrud Woker, Leiterin des Laboratoriums für physikalisch-chemische Biologie an der Universität Bern, beschreibt in ihrem Buch «Der kommende Gift- und Brandkrieg» den Vorgang des Vergasens:

«Bei der Bildung durch gasentwickelnde Flugzeuge wird das Gas als feiner Nebel zerstäubt. Langsam, unmerkbar sinken die Partikelchen zu Boden. Sie haften an den Gegenständen, über welche jener Nebel hinstreicht. Sie bleiben in den Bäumen und Sträuchern und am Boden hängen und behalten tagelang ihre giftigen Eigenschaften. Wenn Truppen durch das Gebiet marschieren, fallen die Tröpfchen von den Sträuchern und Bäumen, und das Zerstörungswerk beginnt. Sie merken anfänglich wenig von der Gefahr, denn das Gas ist kaum wahrnehmbar, da man es nicht sieht und kaum riecht. Es zieht sich unbemerkt in die Kleider der Menschen hinein. Es haftet an den Sohlen derjenigen, die über den in dieser Weise chemisch infizierten Boden gehen. Ahnungslos tragen die Menschen das Gift in die Stellungen, Bunker und Wohnungen, und wo das Gift durch direkte Berührung oder nachträgliche Verunstung im geschlossenen Raum die Haut trifft, entstehen erst nach Stunden schmerzhaft Blasen, tiefgreifende Zerstörungen der Haut, die zu eitrigen Geschwüren führen, die wochen- und monatelang jeder Behandlung trotzen und bakteriellen Infektionen Tür und Tor öffnen.

Je zarter die Haut, desto einster die Schädigung. Es werden also die Kinder sein, die dem Gas zuerst zum Opfer fal-



len. Ihre kleinen Körper werden über und über mit grossen und kleinen Blasen bedeckt werden, ihre Augen werden sich entzünden, Erblindungen sind möglich.

Wer aber das Gas einatmet, erstickt unter fürchterlichen Qualen oder stirbt an Blutungen im Gehirn, im Magen oder Darm. Das Gift tritt ins Blut ein, zerstört die roten Blutkörperchen, Lähmungen sind weitere Folgen, und wenn ein Gaskranker doch davon kommt, führt die Wirkung auf den Stoffwechsel oft zum Spätod des Betroffenen, die Gewebe und Muskeln zerfallen, er magert zum Skelett ab.»

Die Wirkung des Gases mögen zwei Schilderungen aus dem letzten Weltkrieg dartun, die ebenfalls dem Buch von Dr. G. Woker entnommen sind:

«Ein Schlachtfeld voll Menschen, die sich im Todeskampf wanden, auf allen vieren sich fortzuschleppen suchten, sich wie im Wahnsinn die Kleider vom Leibe rissen. Da lag einer, die Finger in den Boden gekrallt, dort ein anderer mit weit hervorstehenden Augen, die röchelnden, pfeifenden Atemzüge sprachen von unermesslicher Qual, blau die Lippen, blau das, was früher das Weisses des Augapfels gewesen war und unbeschreiblich graue Totengesichter. War das noch Krieg?

Oder war nur das, das wahre Gesicht des Krieges? Unsere Leute mussten wohl dasselbe empfunden haben, denn man sah sie über das ganze Feld verstreut, die kranken Russen aufheben und nach hinten tragen. Es gab einfach keinen Angriff, nur Mitleid und Hilfe für den schmählich überfallenen Feind, für gequälte Mitmenschen.»

Das schrieb ein deutscher Nachrichtenoffizier, der den Gasangriff bei Bomlöv in Russland miterlebt hat. Und ein englischer Feldgeistlicher berichtet:

«...dann taumelten die französischen Soldaten in unsere Mitte. Sie waren blind, sie husteten, sie keuchten, ihre Gesichter tiefrot, vor Todesangst waren sie sprachlos, und hinter ihnen, in den gaserfüllten Gräben, stellten wir fest, dass sie Hunderte von toten und sterbenden Kameraden zurückgelassen hatten.» (Ypern, April 1915.)

Kriege gibt es nur, weil es Menschen, Wissenschaftler und Forscher gibt, die die Vorbereitung zum Mord und diesen selbst als Voraussetzung ihres Lebens betrachten! Und an solchen war bisher wahrhaftig kein Mangel. Die Wissenschaft hat «gearbeitet». Schon im Jahre 1924 war eine artige Musterkollektion beisammen:

- a) Reizgase: Tränengas macht vorübergehend blind, kann aber auch dauernde Erblindung zur Folge haben. Auf jeden Fall stirbt man nicht am Gas; aber weil man wehrlos ist, wird man sonst umgebracht. Ein anderes Reizgas verursacht anhaltendes Niesen, Atemnot und Kopfschmerzen, es zwingt den Menschen, die schützende Gasmaske abzunehmen, die tödlichen Gase einatmen zu müssen, die gleichzeitig abgefeuert werden.
- b) Blasenziehende Agenzien, z. B. Senfgas, dessen Wirkung wir bereits beschrieben haben.



«Chrigel», der Verdingbub
Zu unserer Reportage in dieser Nummer

Wer einen Cognac liebt
der schützt auch

CLUB Brandy

Fr. 10.50 Netto

Thomy's
Senf

— da lacht der Gaumen!

Die unbekannte Schweiz

„Nur ein Verdingbub“

Photos Paul Senn

Su. Der Titel «Nur ein Verdingbub» kommt nicht von ungefähr. Kürzlich wurde der Schreiber untreuwilliger Zeuge eines Gesprächs zwischen einem Unbekannten und einer Dame, die mit Vorliebe über soziale Probleme auf der «Seite für die elegante Dame» schriftstellert. Man sprach über die «Nation». Der Unbekannte, offenbar ein Freund unseres Blattes, kam auf unseren seiner-

Es ist ein heisser Sommertag. Gewitterwolken stehen am Himmel. Wir nehmen den Rock über den Arm und öffnen die Kragen und marschieren auf der schmalen, staubigen Strasse bergauf gegen Mättenbach. Freundliche, behäbige Häuser. Ueppige Matten mit hohem, blumigen Gras, das sich sanft im Winde wiegt. Ueberall internierte Italiener. Es ist der Tag der Invasion.

Sie sind ausser sich vor Freude und arbeiten mit Feuereifer auf den Feldern. Die Bauern sind zufrieden mit ihnen: Willkommene Helfer, jetzt, da viele unserer Soldaten unter den Waffen stehen.

Bescheiden und freundlich rufen sie uns ihr «buon giorno» zu, während uns die heisse Junisonne den Schweiß auf die Stirne treibt.

Wir nähern uns dem verstreuten und behäbig in die Hügel gebetteten breitchigen Dorf. Alles glänzt vor Sauberkeit und Wohlhabenheit, und doch wissen wir, dass sich in einem dieser prächtigen Bauernhäuser jahrelang ein düsteres Drama abspielt, ein Ver-

brechen, über das bereits Gras zu wachsen begann. Gras, gedüngt mit Geld und guten Worten. Aber davon später. Wir suchen jetzt den Chrigel.

Freund Senn steuert auf das prächtige, blitzsaubere Schulhaus zu. An den oberen Fenstern sind weisse Vorhänge — sicher wohnt der Lehrer auch darin. Wir treten ein, über eine Holzterrasse in

einen dunklen Gang, klopfen an eine der Türen, und auf ein kräftiges «Herin» treten wir in eine saubere Küche, wo ein junger Mann mit einer Pfanne hantiert. Jawohl, er sei der Lehrer. Was die Herren möchten? Die Herren, die gar keine «Herren» sein wollen, möchten mit dem Herrn Lehrer ein paar Worte reden, ob er Zeit habe? Natürlich hat er das, und wir werden in die hübsche Stube des Landschulmeisters geführt, mit Büchern, Klavier und Kachelofen — die stille Sehnsucht des gehetzten Journalisten.

Den Chrigel? Ja, ja, den kennt er schon, der Lehrer. Er war bei ihm in der Schule. Er ist sogar zum Beistand des Buben bestimmt worden. Wir sind also am richtigen Ort.

Der Lehrer merkt bald, dass wir mehr über den Chrigel wissen, als er ahnt. In der Tat: Wir wissen ja alles bereits, aber wir brauchen Beweise und Bestätigungen. Und nun erhalten wir sie.

Vier Jahre war Chrigel beim angesehensten und vermutlich reichsten Bauern des Dorfes verdingt. Oft schien dem Lehrer, es könne mit dem Bub etwas nicht ganz stimmen, aber er war brav und anständig, und man kam dem stillen Kummer, der die Seele des Knaben offensichtlich bedrückte, nicht auf die Spur. Eines Tages aber kam Chrigel nicht zu Schule. Der Lehrer frug nach, beim Vater Chrigels, der mit einer grossen Familie in einem andern Dorf wohnt und beim Bauer, den wir hier einmal Chräjenberg nennen wollen. Dieser wusste Auskunft: Er sei heute in aller Frühe mit dem «Bregg» und dem Chrigel ins Spital nach «Langete» gefahren. Es sei nämlich etwas ganz Dummes passiert. Der Chrigel müsse operiert werden. Zudem habe er ja auch noch einen Leistenbruch, da könne man das auch gleich in Ordnung bringen.

Der Lehrer traute der Sache nicht so recht und nahm den Bauer ins Gebet.



«Chrigel», der Verdingbub.

Ja, es sei wirklich eine dumme Geschichte. Die andern Buben hätten den Chrigel angestiftet zu allerlei sexuellen Dummheiten. Nun hätte das eine böse Infektion gegeben, und so habe er den dummen Buben eben mit dem «Bregg» grad ins Spital gebracht...

Jetzt traute der Lehrer der Sache erst recht nicht mehr. Auch der Vater Chrigels wurde misstrauisch und ging schnurstracks ins Spital, den Chrigel besuchen. Es beschränkte lange und viel Ueberredungskunst, bis der Chrigel redete, dann aber kam es heraus, aus der zerquälten Seele eines unglücklichen Kindes: Dass ihn der reiche Bauer und die reiche Bäuerin seit vielen Jahren fast tagtäglich auf die allerschlimmste sadistische Art sexuell missbraucht hätten. Seit Jahren litt der arme Bub unter einem schrecklichen Martyrium, ging an den Seelenqualen fast zugrunde, aber er getraute sich nicht zu reden.

Vater Eberhard wurde begreiflicherweise wütend und wandte sich an einen Arzt des Spitals. Dieser aber nahm eine ganz seltsame Stellung ein. Da könne man nichts machen. Schliesslich könne man dem Chräjenberg nichts beweisen, und man wisse ja, dass die Buben manchmal das Blaue vom Himmel herunter lügten. Vater Eberhard aber wusste, dass der Chrigel kein Lügner war. Er traute dem Arzt nicht und vermutete, der reiche Chräjenberg könnte



Vater Eberhard, der dreizehn Kinder ernähren muss mit seinen zwei Geissen.

zeitigen Bericht über den armen, von seinen Meisterleuten fast zu Tode geschundenen Knecht Bichsel zu sprechen. Er meinte, es sei notwendig, dass solche Dinge an die Öffentlichkeit kämen. Die Dame aber war ganz anderer Meinung: Dieser Bericht sei doch eigentlich eine Hetze gewesen und das Ganze viel zu gross aufgezogen, schliesslich habe es sich doch nur um einen Knecht gehandelt...

Nun, sehr verehrte Dame, ich bin trotzdem wieder gezwungen, einen Bericht zu schreiben, den Sie vielleicht erneut als «Hetze» bezeichnen werden, besonders da es sich hier nicht einmal um einen Knecht, sondern «nur» um einen Verdingbub handelt!

Wir laden unsere Leser ein, die Fahrt, die diese traurige Geschichte und zugleich die Aufdeckung eines üblen Verbrechens zur Folge hatte, im Geiste mit uns zu wiederholen.

In Langenthal steigt man in ein kleines, mit einem alten Stahlross versehenes Züglein, das uns seinerzeit in die Gegend der armen Heimarbeiterrinnen von Eriswil brachte. In Madiswil steigen wir aus. Wir suchen den Verdingbub Ernst Eberhard, kurz Chrigel genannt. Da kommt uns ein barfüssiger Bauernbub entgegengesprungen. Ob er den Chrigel kenne, fragen wir. Nein, den kennt er nicht. Aber ob er einen Lehrer oder eine Lehrerin kenne, die so und so heissen? Jawohl, die kennt er, aber die seien im nächsten Dorf. Eine gute halbe Stunde.

Bild rechts: Die Geschwister Chrigels leben in einer unvorstellbaren Armut. Das scheinbare Idyll des Bildes ist in Wirklichkeit eine äusserst traurige Angelegenheit.





Vater Eberhard erzählt die traurige Geschichte seines Bubens.

noch nie gesehen haben. Die ganze Familie lebt in zwei Kammern. In einem Zimmer von 2 auf 3 Meter stehen 5 Betten, darin schlafen etwa 10 Kinder. Bettwäsche gibt es fast keine. Die Kinder schlafen meist auf den rohen, zerrissenen Matratzen. Es ist ein trübes Bild, das sich uns bietet. Ein neues Kapitel: Die unbekannte Schweiz!

Und nun solle er uns ganz genau erzählen, wie das damals gewesen sei mit dem Chrigel.

Wir vernehmen, was wir schon wissen. Dreihundert Franken hat ihm der reiche Chräjenberg «In Sachen Chrigel» gegeben, und er glaubte, damit sei sein Verbrechen gesühnt. Soll man es dem armen Vater Eberhard übelnehmen, dass er, der vielleicht seit Jahren nicht mehr so viel Geld auf einmal gesehen hat, sich blenden liess vom Schein des Goldes. Dass er, als er die drei Hunderter sah, an das Brot und die Milch dachte und an die Kleider für seine vielen Kinder? Dass er sich betören liess vom Gedanken, einmal ein paar Wochen der schlimmsten Sorgen ledig zu sein? Er ist ein rechter Mann, trinkt nicht und gibt sich Mühe, aber es geht einfach nicht. Es fehlt begreiflicherweise an allen Ecken und Enden. Kann man es ihm übelnehmen, dass er seine Buben, wenn sie arbeiten können, verdingt? Verdingt, nur damit ein hungriges Maul weniger am Tisch sitzt. Oder liegt nicht die Schuld bei uns allen, bei den Zuständen, die es möglich machen, dass Tausende von armen Leuten auf dem Land ihre Kinder verdingen müssen. Was hat sich denn geändert seit den Zeiten der Sklavenshalter, in unserer vielgepriesenen Zivilisation?

Jawohl, Vater Eberhard hat die dreihundert Franken genommen, aber er ist trotzdem der Meinung, dem Chräjenberg gehöre eine Strafe, und das meint auch der Chrigel, den wir nach weiterem zweistündigem Marsch über alle Höger in einem benachbarten Dorf beim Heuen antreffen. Kaum aus dem Spital entlassen, wurde er zu einem andern Bauer verdingt. Zu rechtschaffenen, braven Leuten, doch zu einem Lohn, der, wie Chrigel sagt, «nicht einmal für das Konfirmationskleid langt», zu dreissig Franken im Monat! Dabei ist Chrigel ein grosser, kräftiger Bursch, der sicher fast soviel arbeitet wie ein Erwachsener. Jedenfalls soviel wie die Internierten, die doppelt soviel verdienen wie er, der einheimische Schweizer Verdingbub.

Da sitzt er nun vor uns auf dem kleinen Wagen. Die Bauern, Knechte und Mägde rings herum sind am Aufladen. Ein Gewitter ist im Anzug, aber sie sollen es jetzt einmal ohne Chrigel machen. Der muss uns jetzt Red und Antwort stehen, ohne Angst und Zaudern, es wird ihm nichts geschehen, ihm nicht, aber dafür dem Chräjenberg. «Dem gehört's auch», sagt der Chrigel, und wir spüren, dass er, wenn er einmal noch grösser und stärker ist, vielleicht die fällige Rechnung selber begleicht. Vier Jahre seiner Jugend sind zerstört, zertreten und beschmutzt. Fast jeder Tag war eine Qual. Der Bauer war stark, er hat ihm die Hände gehalten, und die Meisterfrau hat mit dem Bub die übelsten Dinge getrieben. Man hat ihn mit Kuhdreck und Wagenschmiere eingerieben, man hat ihn ohne Kleider übers Feld gehetzt oder ihn am Geschlechtsteil ans Pferd gebunden. Es ist nicht angenehm, solche Dinge erzählen zu müssen. Viele «vornehme» Seelen werden es «shoking» finden — es tut uns leid — es muss gesagt sein, vielleicht hilft es, dass endlich einmal dem Verdingbubenwesen oder besser -unwesen gehörig auf die Finger gesehen wird, denn: Chrigel ist ja nicht der einzige. Es gibt noch viele Chrigel im Lande, die, wenn auch nicht auf diese Weise, so doch auf andere Art geplagt werden.

Warum hast du dich nicht gewehrt? Warum hast du nicht geschrien oder warum hast du es niemandem erzählt?

Der Bauer war stark. Stärker als Chrigel. Die Meisterfrau, dieses Scheusal, ebenfalls. Man drohte ihm mit Schlägen, wenn er schreie. Und es jemandem sagen? Nein, das konnte er nicht, er habe sich geschämt.

Wir wissen genug. Dem Chrigel können wir jetzt nicht helfen. Seine zerquälte Seele können wir jetzt nicht heilen. Aber wir verlassen ihn mit der Versicherung, dass diese Schandtat bestraft wird. Das muss ihm fürs erste genügen.

Und nun kommt das Trübste an der Geschichte. So und so viele Menschen wussten von den schändlichen Taten, die an Chrigel verübt wurden. Die Schulbehörde, die Armenpflege, Aerzte, niemand aber hatte den Mut, den reichen, einflussreichen, grossmäuligen Chräjenberg zu stellen und ihn anzuzeigen. Lang ist die Kette der Mitwisser, der Mitschweiger und somit Mitschuldigen. Es wird nicht möglich sein, sie



Der stolze Hof des reichen Bauern Chräjenberg, wo der Verdingbub «Chrigel» vier Jahre lang auf schändliche Art missbraucht wurde.

zusammen mit Chräjenberg auf die Anklagebank zu bringen, doch sie gehörten rechtens auch dorthin. Der Ortspolizist! Hat er nie etwas von der Geschichte gehört, die in allen Wirtschaften und sogar von allen Kindern in der Schule verhandelt wurde? Hat sich auch einer dieser Herren überlegt, welche moralischen Auswirkungen diese Geschichten auf die andern Kinder des Dorfes haben müssen?

Nein, sie haben alle geschwiegen. «Machid nüd, dir chöttt üch d'Finger böß verbränne mit em Chräjenberg!» Nun, wir wollen sehen, ob wir uns die Finger verbrennen. Unsere Pflicht ist vorläufig getan.

Eine Aufgabe der Schweiz

Wenn nicht alle Hoffnungen trügen, ist das Ende des Weltkriegs in Sicht und die Zeit des Wiederaufbaus rückt heran. Als eine der wichtigsten Aufgaben wurde die Erziehung der Jugend im Sinne der Humanität, der Völkerversöhnung und der Demokratie erkannt. Immer wieder wird die Frage behandelt, von wo die erforderlichen Lehrkräfte hergenommen werden sollen, um ein solches Erziehungswerk unverzüglich in die Wege zu leiten, von dem die Zukunft Europas mindestens ebenso abhängt wie von den kommenden Friedensverträgen und den Machtverhältnissen, die ihre Befolgung erzwingen wollen. Der künftige Friede soll durch die Schule gestützt und gesichert werden.

Es gibt nun ein Land in Europa, das einen Ueberfluss an Lehrern aufweist: die Schweiz. Lehrer, die die Landessprache unserer Nachbarstaaten sprechen, die im Geiste Pestalozzis aufgewachsen sind und die Gewähr für eine aufrechte demokratische und friedensfreundliche Erziehung bieten. Die schweizerischen Lehrer sind geradezu prädestiniert, an dem kommenden Werk der Völkererziehung in allen Ländern Europas mitzuwirken. Noch ist nicht der Tag gekommen, um diesen Gedanken in die Tat umzusetzen. Man möge aber nicht wegen kleinlicher Bedenken diese grosse Aufgabe zurückweisen. So wie die Schweiz durch ihre charitative Tätigkeit das Kriegselend zu mildern sucht, möge sie als Land des Friedens und der Demokratie, als Hort der Erziehungsarbeit in Mitteleuropa mitwirken an der Heranbildung der kommenden Generation in jenen Ländern, die heute durch den Geist der Herrschsucht und des Unfriedens am Rande des Abgrundes stehen. Th.

Die unbekannte Schweiz

Demnächst erscheint der erste Band einer Bücherreihe «Die unbekannte Schweiz» von Paul Senn und Peter Surava. Der erste Band

Eine tapfere Frau

berichtet in Wort und Bild über die Geschichte des Walliser Kinderheims. Die in der «Nation» erschienene Reportage ist im Buch enthalten, nimmt jedoch darin nur einen kleinen Teil ein. Der übrige Inhalt behandelt die der Öffentlichkeit bisher unbekannt gebliebenen, aber um so interessanteren Hintergründe und Nachspiele dieser Angelegenheit. Das Buch enthält 20 bis 25 ganzseitige Photos von Paul Senn und wird in ca. 4 bis 5 Wochen ausgeliefert werden können. Der Preis beträgt Fr. 5.—. Die Auflage des Buches ist beschränkt, und es ist nicht im Buchhandel erhältlich. Bestellungen können jetzt schon an die «Nation», Postfach Transit Bern, gerichtet werden.

hier vielleicht ein paar Banknötli zurückgelassen haben. Er ging zum Chefarzt, und in seiner Aufgeregtheit versprach er dem Chrigel eine tüchtige Tracht Prügel, wenn er nicht die Wahrheit sage. Der Chefarzt aber hielt zum armen Bub und erklärte dem Vater kategorisch, dass er den Chrigel nicht strafen dürfe, er sei unschuldig!

Nun wusste der Vater genug, und mit nicht geringem, berechtigtem Groll stellte er — der ärmste Mann im Dorf, ihn, den reichsten Bauern im Dorf, den Chräjenberg. Dieser verlegte sich aufs Abstreifen, aber der Vater gab nicht nach, bis er die Wahrheit wusste. Aber dann gab er eben doch nach — er, der ärmste Mann im Dorf, konnte den funkelnden Banknoten nicht widerstehen, und so begann das Gras, gedüngt mit Geld und guten Worten bereits Wurzel zu fassen, um über die traurige Geschichte des armen Chrigel zu wachsen. Doch: Es ist kein Gam so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen!

Das ganze Dorf redete von der Geschichte. Es gab zwei Parteien. Da waren die Freunde des reichen und einflussreichen Chräjenberg, die im Wirtshaus und beim Jass berichteten, was da der Chrigel sage, sei dummes Zeug und eine Verleumdung, und da waren die andern, welche die Wahrheit kannten, sich aber nicht trautes, sie laut zu sagen. Es wurde getuschelt und geschwatzt, aber niemand unternahm das, was nötig gewesen wäre: Eine Anzeige einzureichen, um einen üblen Unhold mitsamt seiner verrohten Geschürtin der gerechten Strafe zuzuführen. Und das Gras wuchs weiter...

Aber es ist Sommer und das Gras wird gemäht, und da kommen die Steine und Maulwurfshaufen zum Vorschein!

Wir wandern weiter. Durch Feld und Wald, über Berg und Tal in ein anderes Dorf, dort wo der Vater Eberhard, der ärmste Mann der Gegend wohnt. Mitten in den blühenden Matten steht sein armseliges Stöckli. Ein ganzer Rudel Kinder kommt aus Türen und Fenstern. Und der Vater Eberhard auch. Er ist misstrauisch und misst uns mit nicht gerade freundlichen Blicken. Er hat auch keinen Grund, freundlich in die Welt zu schauen. Er selbst leidet an einer bösen Bronchitis, die ihn zu jeder schweren Arbeit unfähig macht. Seine Frau, erst von einer schweren Operation gesundet, muss am Morgen in aller Herrgottsfrühe auf die Bahn nach «Langete», wo sie für einen Hungerlohn von 200 Franken im Monat arbeitet und erst spät abends wieder nach Hause kommt, müde und abgehetzt, nach Hause zu den vielen Kindern, die uns in überaus zerlumpten Sechzehn und Schuhen umschwärmen. Frau, dreizehn sind am Leben und wollen Essen und Kleider haben. Der Mann greiftlicher Weise nicht gewachsen. Die Familie lebt in einer Armut, wie wir sie



«Chrigel» im Gespräch mit seinem Lehrer.